Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Geschichte

Band: 7 (1957)

Heft: 1

Artikel: Das mittelalterliche Latein als historisches Phänomen

Autor: Steinen, Wolfram von den

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-79167

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DAS MITTELALTERLICHE LATEIN ALS HISTORISCHES PHÄNOMEN

Von Wolfram von den Steinen

Das Mittellateinische hat keine Sprachgeschichte im gewöhnlichen Sinne. Denn in allen Grundzügen stehen Vokabeln, Formenlehre und Syntax seit der christlichen Spätantike fest. Insofern also wäre eine mittellateinische Philologie gegenstandslos. Indessen, aus historischen Voraussetzungen wandelte sich vielfältig das *Verhältnis* der Menschen zu dieser Sprache. Nicht nur, daß man sie bald besser, bald schlechter «konnte», sie für eine Zeit als allgemeine Kultursprache, für eine andere als bloße Standes- oder Gelehrtensprache verwendete: es drückten sich auch neue Stile, neue Seelenlagen in ihr aus. Von hier aus gibt es eine innere Geschichte des Mittellateinischen. Sie ist von der Gesamtgeschichte her zu fassen, trägt aber auch zu deren Verständnis ein schönes Stück bei. Das Studium des Mittellateins ist in erster Linie eine Aufgabe für den Historiker.

Die Vatersprache

Wie stand im Leben des Mittelalters die Sprache der alten Römer? Man kann es nicht festlegen, wann sie aufhörte Sprache des Volkes zu sein, wann zuletzt eine Mutter ihrem Kinde echt lateinisch zusprach und lateinische Wiegenlieder sang, auch ging es damit von Provinz zu Provinz verschieden. In manchen dem Mittelalter wichtigen Gebieten wie Innerdeutschland oder Irland hatte Rom nie Fuß gefaßt, in allen außerhalb Mittelitaliens hatte die klassische Sprache in den vielfältigen, stark provinzialisierten Formen des Vulgärlateins gelebt, das schon in der späten Kaiser-

zeit die Keime der romanischen Sprachen deutlich ansetzte. Die Auflösung wurde mit der Völkerwanderung übermächtig und ergriff damals auch das Schriftlatein. Aber die Iren und Angelsachsen, dann Karl der Große und seither alle, die etwas zu sagen hatten, nahmen die Sprache der Alten, und das hieß für sie wesentlich die Sprache der altabendländischen Christen, neu in Pflege, und bis zum zwölften Jahrhundert wurde nahezu alles, was zu Buchstaben kam, Bücher, Urkunden, Inschriften, Briefe, Tagesnotizen, auf lateinisch festgehalten. Auch als im Hochmittelalter die Muttersprachen schriftfähig wurden, und noch weit darüber hinaus überwogen quantitativ die Lateinbücher ganz und gar.

So war das Lateinische bis zur Zeit der Kreuzzüge *die* Sprache der Schrift und war doch viel mehr als das. Den Männern der Kirche, die es vornehmlich und jahrhundertelang fast ausschließlich handhabten, war es über alle Buchstaberei hinaus ihre Traditions- und Standessprache. Sie bewährte sich da nicht nur als gutes Mittel übernationaler Verständigung, sondern wurde, wo man es im Kloster mit der Regel genau nahm, von Jugend an auch im Alltag gesprochen. Und das geschah nicht einem toten Gesetz oder einer Zweckmäßigkeit zuliebe, sondern von einem inneren Sinn her. Denn Latein war die Sprache des Kultes und seiner heiligen Hymnen, auf Latein besaß man das Wort Gottes selber und antwortete ihm in lateinischen Gebeten, Dichtungen und gehobenen Gesprächen. Natürlich wußte man, die Vulgata war nicht das ursprüngliche Wort, sondern aus dem Hebräischen und Griechischen abgeleitet; aber man fühlte in der Übertragung einen göttlichen Atem und glaubte sie vom echten Geiste gesegnet, was man eignen Weiterübersetzungen in die Volkssprachen nicht zutraute. Diese tiefere Beziehung zum Text entsprang daher, daß man die wichtigsten Stücke, Psalmen, Evangelium und Epistel, regelmäßig in der Liturgie rezitierte. So gewiß man sie als Buch lesen und studieren sollte, und viele taten es: zuerst und zuletzt kannte man sie doch als heiligklingendes, in seinem Raume schwebendes und verschwebendes Wort.

Das war der Schlüssel zum Ganzen. Die liturgischen Perikopen führten hinüber zur heiligen Schrift, die liturgischen Hymnen und Gebete herüber zum eignen Lied und Gebet. Das im Priestermunde

widerhallende Gotteswort bewahrte dem Latein sein Leben. So nahe diese tönende Sprache der Musik kam, sie blieb doch irdisch-geistiges Wort: streng einstimmig, unter Ausschluß aller Instrumente, aus nur männlichen Kehlen vorgetragen[1]. In mündlicher Überlieferung ging das an das Mittelalter über. Von daher war das mittlere Latein, das niemandes Muttersprache war, doch ganz etwas anderes als tote oder Schrift- oder Standessprache; in seinen eignen Klängen lebendig fortgetragen, war es bis zu Dante die Vatersprache.

Wie man sie nahm, kam im Schulunterricht zum Ausdruck[2]. Außer Alltagswendungen und kleinen Sprüchen sagte man den Kindern Psalmen vor und zeigte ihnen am lateinischen Psalter die Buchstaben. So übten sie Lesen und Rezitieren zugleich, in einem Tonfall, der ihnen auch mit den täglichen Gottesdiensten ins Ohr fiel. Großen Wert legte man dabei auf gute Aussprache und reine Intonation; für Fehler im Vortrag verfügte schon die Regel des Benedikt ausdrücklich Prügelstrafen[3]. Möglichst viele Psalmen und liturgische Stücke wurden auswendig gelernt, oft ohne daß sie erst übersetzt oder erklärt worden wären. Noch erwachsene Geistliche verstanden nicht immer, was sie, vielleicht ohne Tadel, rezitierten, wie denn der lateinische Psalter an Dunkelheiten überreich ist. Nach dem Verstande ging man also nicht vor, und es war auch anders, als wie man die ganz Kleinen sprechen lehrt; eher so, wie wenn man unter ein fremdes Volk gerät und durch den Gebrauch in dessen Idiom eindringt. Jedenfalls, das Vorgehen trug es in sich, daß man das alte Latein als eine klingende, selbstgesetzliche Sprache lernte, ganz im Gegensatz zur Schule der Humanisten, wo jeder es nach den Gesetzen seiner Muttersprache intonierte. Im Mittelalter, so sehr man jeweils die Muttersprachen durchhören mochte, ging doch die bewußte und erfolgreiche Mühe auf das echte Melos.

---

[1] Zu diesen Fragen: Joh. Quasten, *Musik und Gesang in den Kulten...* (1930); H. Besseler, *Die Musik des Mittelalters und der Renaissance* (1934); Thr. Georgiades, *Musik und Sprache* (1954); Erich Wolff und K. Petersen, *Das Schicksal der Musik...* (1923), 39 ff.; Verf. *Notker der Dichter* (1948), Darstellungsband 97 ff. und passim.

[2] Viel gutes Material bei F. A. Specht, *Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland* (1885), bes. S. 67 ff.

[3] C. 45.

Gewiß, das altklassische Melos war es nicht. Wie Cicero und Horaz ihr Latein besaßen, erklang es schon für den Rhetor Augustinus und den Lyriker Prudentius nimmer, die es doch als ihre Muttersprache in leidenschaftlicher Liebe gestalteten. Wieder anders strömte es dann für Gregor den Großen, der grade hierin der letzte der Römer und der Begründer des Mittelalters in Einem heißen darf. Und wenn seit Karl dem Großen der gregorianische Vortrag als der maßgebliche galt, so bleibt doch damals und in den fünf weiteren Jahrhunderten bis zu Dante hin offen, wie viel sich in der Kette der Generationen unmerklich an der Aussprache wie am natürlichen Sprachgefühl verändert habe. Die Lautung einzelner Buchstaben, ob etwa ein c wie z oder ß oder tsch oder k klang, die macht es ja nicht. Das Entscheidende war, ob man die Melodik und Rhythmik, den Wort- und Satzfall, die Art der Rhetorik und des Versesprechens in der Weise der mündlichen Schulüberlieferung als das Echte, als die Natur des Lateinischen aufnehmen und weitergeben konnte. Als im dreizehnten, vierzehnten Jahrhundert das Latein zur Virtuosität, Schablone und Schulmeisterei abwelkte, als Petrarka die ihn umgebende Kirchen- und Schulsprache mit der altklassischen nicht durch eine lange Kette verbunden, vielmehr durch eine Kluft von ihr getrennt sah, da war es mit dem Latein als Vatersprache aus, und es begann das klassizistisch rückgreifende Neulatein der Humanisten, an dem nun bald auch die Kirchenmänner sich schulten. Es begann die Neuzeit[4].

Lebensäußerungen des Mittellateinischen

In Handschriften des frühern Mittelalters finden sich nicht selten Stücke der klassischen Dichter mit Neumen ausgestattet. Die gleichen Tonzeichen, mit denen man die Melodien der Kirchenlieder nicht zwar festlegte, aber doch dem Gedächtnis näher brachte, setzte man auch über Lieblingsstellen aus Vergil, Horaz, Lukan oder Statius[5], und zweifellos sang man sie im ungefähren Stil des gregorianischen Chorals. Mit andern Worten, jene Vor-

[4] Vgl. Verf. *Die lat. Dichtung des Mittelalters*, in: Wirkendes Wort, Jg. 1951/52, S. 27.

tragsweise, die den späteren Zeiten nur noch von der Liturgie her bekannt war und demnach klerikal schmeckte, war damals als etwas bekannt, was dem gehobenen dichterischen Latein schlechtweg zugehörte, als der geheime Grundton oder die eigene Sprachgebärde des Lateinischen. Denn aus den Muttersprachen stammte diese Melodik nicht, sie war das, was man mit der Vatersprache lernte. Vermutlich haben die karolingischen Schulen (oder schon frühere?) einiges von ihrem Kirchenton auf die vorchristlichen Dichter zurückübertragen; aber das Gegenstück war im späteren Altertum vorangegangen, daß nämlich die Kirche selber zusammen mit den sieben freien Künsten auch viel von der Vortragsweise der alten Dichter aus den heidnischen Schulen in sich hineinnahm[6]. So war es Ein windungsreicher und, wenn man will, getrübter Strom von der Antike bis zu den ottonischen Lateinsängern. Wohlgemerkt indessen, das «Singen» alter oder neuer Verse ist im frühen Mittelalter nicht in der Art späterer «Musik» zu denken, nicht so, daß selbstherrliche, bewegungsreiche Melodien im offenen Tonraum oberhalb des Dichterwortes hinzukomponiert wurden. Vielmehr hielten sich die Weisen innerhalb eines schmalen, sparsamen Tonraums in klarer Fühlung mit dem Text, den sie zwar hoch verklärt, aber deutlich herausbrachten. Wo sie sich nicht von der Norm lösten, blieben sie der Sprache verantwortlich. Insofern wäre besser von melischer Vortragsweise der Lieder als von ihren Melodien zu reden.

Das frühere Mittelalter hat eine ganz eigentümliche und, von der Klassik her betrachtet, absurde Versform aufgebracht, den *leoninischen Hexameter*. Der heroische Vers, genau nach der antiken Metrik gebaut, wurde mit einem Reim versehen, der die Zäsur mit dem Ende verknüpft. Zunächst begnügte man sich mit einem einsilbigen Gleichklang, der im Lateinischen nur hörbar wird, wenn man die in der Senkung stehenden Silben gut mittönen läßt. Roswith ruft Marien an: *Unica spes mundi, dominatrix inclita caeli*[7].

---

[5] Nächstliegendes Beispiel: *Die Cambridger Lieder*, hg. K. Strecker (1926; Mon. Germ. 8°), Nr. 29, 31 (mit Streckers Fußnote), 32, 34 p. 87 l. 38—41.

[6] Literatur vorhin Anm. 1.

[7] *Marienlegende*, Opera ed. Winterfeld (1902), 5.

Aber im elften Jahrhundert machten sich die anspruchsvolleren Dichter einen klingenden Zweisilbenreim zum Gesetz — was übrigens nicht ausschloß, daß sie in andern Gedichten den Hexameter reimlos gestalteten. Auf dem deutschen Kaisersiegel erscheint bald nach 1030 die Umschrift:

Roma caput mundi regit orbis frena rotundi.

Die heroische Langzeile wird also in zwei verklammerte Halbverse aufgegliedert, analog etwa der alten germanischen Stabreimzeile. Herauszuheben ist nun: wenn man den Vers nach der neulateinischen oder deutschen Weise skandiert, *Róma capút mundí regit órbis fréna rotúndi*, so verschwindet der Reim, und zwar gesetzlich gemäß der Lage der Zäsur (es ist fast immer die Penthemimeres): woraus hervorgeht, daß man eben nicht mit deutschem Stoßton gehämmert, sondern in leicht gleitender Aussprache Wort-, Satz- und Versakzent miteinander zu verbinden gewußt hat, wie die Alten auch. Es bedarf nicht allzuvieler Übung, um das wiederzugewinnen[8].

Der ganze lebengebende *Satzakzent* des Lateinischen ist im Spätmittelalter verloren gegangen außer in den paar Fällen, wo die humanistische Rechtschreibung reguläre Wortverbindungen als Ein Wort statuiert: quílibet, óbviam, quemádmodum. Schriebe der Neulateiner qui libet, so würde er seine Wortbetonung nach der Schrift ummodeln. Vordem aber folgte die Aussprache, wie die Natur es heischt, dem mündlich überlieferten Melos. Und da wurden im Satzfall offenbar die aus zwei Kürzen bestehenden Worte weithin enklitisch behandelt, man sagte etwa credo ín Deum (im frühern Mittelalter ordnete man hier auch orthographisch gern: credo indeum[9].

Besonders eindrucksvoll wird Leben und Sterben des Lateinischen in den *Satzschlüssen* vernehmlich. Die antike Kunstprosa,

---

[8] Vgl. Verf. in: Basler Zeitschrift 32 (1933), 249 f. und 277 ff.

[9] Bekanntlich kam Worttrennung in der Schrift erst zur Karolingerzeit auf; dabei wurden die Präpositionen vom Nomen im allgemeinen *nicht* getrennt, eben weil man sie für proklitisch hielt. Über Wortbetonung läßt sich vieles aus den mit Taktresponsion gebauten Frühsequenzen abnehmen, nur daß Einzelfälle da noch nichts beweisen, weil Taktverstöße immer möglich sind. Vgl. meine Notker-Darstellung 489 ff.

ganz auf das eingestellt, was dem Ohre wohltut, empfahl für die Stellen, wo die Stimme sich senkt, vor dem Punkt oder Kolon der Schrift, ganz bestimmte Wortgefälle (Klauseln) und schloß andere als gemein oder auch als zu versmäßig aus. Dieser sogenannte Cursus, das natürliche Klingen der Sprache bewußt erfassend, gerann in der Spätantike zu festen Kadenzregeln, die etwa in der Kanzlei Papst Leos des Großen (um 450) streng befolgt wurden. Jedoch mit dem Verfall der Schulen gerieten sie in Vergessenheit oder mindestens, jahrhundertelang, fügten sich die Satzschlüsse auch der gehobenen, kunstbewußten Prosa keinen kenntlichen Regeln mehr[10]. Die Wendung geschah an einem genau bestimmten Punkt: Papst Urban II., selber Nordfranzose, ernannte 1088 den wegen seiner Eloquenz berühmten Cassineser Mönch Johannes von Gaeta zu seinem Kanzler mit dem Auftrag, daß er an der Kurie den alten Stil in seiner fast schon verlorenen Anmut und Vornehmheit wiederherstelle und die Regeln Leos des Großen neu einführe[11]. Der Cursus leoninus, wie er nun hieß, eroberte in der Folge die ganze lateinische Welt. Gleichviel nun, ob Johannes von Gaeta (der später als Gelasius II. Papst wurde) noch durch unsichtbare Schultradition mit der Antike verbunden war oder ob er die alten Regeln, die übrigens durch zahlreiche altliturgische Kadenzen hindurchklangen, von allein entdeckt hatte: in beiden Fällen war die unentbehrliche Voraussetzung, daß man im Melos des Lateinischen lebte und darauf lauschte. Und so nahe war man über alle die Zeiten hinweg der christlichen Spätantike geblieben, daß nun deren Satzrhythmen fast unverändert aufleben konnten[12].

---

[10] Bedeutsame Ausnahme die karolingische (oder doch vorkarolingische?) Churer *Luciusvita*, hg. Iso Müller im 85. Jahresbericht der Hist.-Antiquar. Ges. von Graubünden (1956), 7—23; vgl. dort S. 29 f. die Analyse von I. Müller mit dem Hinweis auf die gleichfalls cursusreiche Otmarsvita Walafrids (in den Sanktgaller Mitteilungen 12).

[11] *Liber Pontificalis*, hg. Duchesne, II, 311; dazu H. Bresslau, *Handbuch der Urkundenlehre*, II, 1 (1915), 364 f.

[12] Bresslau, 367, n. 3 sieht eine Änderung darin, daß anstelle eines fallenden (spondäischen) Viersilbenwortes wie *advolavit* auch 2 Wörter stehen können wie *ad volatum* oder *nimis dure*. Aber nach dem vorhin besprochenen Satzakzent macht das für mittelalterliche Ohren keinen Unterschied.

Allerdings, das Latein war behender, luftiger geworden, und entsprechend verflüchtigte sich im dreizehnten Jahrhundert der Cursus zu einer schwerelosen Zier, durchrankte alle Glieder der Sätze, durchwand sich mit Reimklängen, Wortspielen und jeder Art rednerischer Figuren, virtuos und verwirrend wie spätgotisches Maßwerk. Als Paradigma dient die Vorrede zu den Dekretalen Gregors IX. von 1234:

Rex pacificus pia miseratione disposuit
sibi subditos fore pudicos pacificos et honestos.
Sed effrenata Cupiditas
sui prodiga pacis aemula
mater litium materia iurgiorum
tot quotidie nova litigia generat
ut, nisi Justitia conatus eius sua virtute reprimeret
et quaestiones ipsius implicatas explicaret,
ius humani foederis litigatorum abusus extingueret
et dato libello repudii
Concordia extra mundi terminos exsularet.
usw.[13]

Die Reaktion auf diese Art Kunstprosa — die hier noch ihren Gehalt hat, aber später leerläufig wurde — blieb nicht aus. Als Petrarka und die Humanisten an der antiken Prosa das Gewicht, die Strenge, die plastische Festigkeit begrüßten, sahen sie im Cursus nur noch entartete Dekoration und warfen ihn weg, ohne zu gewahren, daß sie nach dieser Säuberung ihr Neulatein als tote Sprache zurückbehielten. Erst im neunzehnten Jahrhundert kam man in gelehrten Formen auf das Wissen Johanns von Gaeta zurück, daß die Pflege der Kadenzen zu der verlorenen Anmut und Vornehmheit der Alten hinzugehöre.

Macht der Vatersprache

Als eine Sprache eigenen Lebens also mit dem Ansehen einer Gottessprache kam das Lateinische zum Mittelalter herüber. In seinen Klängen lag etwas, was den romanischen Sprachen zerronnen und den germanischen fremd war. Gewiß, auch die Muttersprachen

[13] *Corpus iuris canonici* ed. Friedberg, II. Wilhelm Meyer, *Ges. Abhandlungen zur mittellateinischen Rythmik*, II (1905), 284 f.

enthielten vieles, was dem Latein der kirchlichen Überlieferung fehlte, die spröde Härte des Heldenliedes, die Gesundheit, Gedrungenheit und herbe Anmut der volkhaften Rede. Aber wo hier das Überlegene war, haben die Mittelalterlichen immer wieder, wenn auch nicht immer gerne, empfunden. Aus dem Lateinischen sprach beides sie an, die Gestaltungskraft der antiken Kultur und das Geheimnis dessen, der älter und stärker war als Sonne, Erde und Meer.

Daher haben Jahrhunderte lang die besten Dichter in der Vatersprache gedichtet und die kräftigsten Geister um ihre Pflege sich bemüht. Nicht deshalb lebte das Lateinische weiter, weil «die Kirche» es so haben wollte — wer war denn diese Kirche? Allein durch zeitgebundene Menschen empfing sie Kopf und Willen und Tradition; und diese Menschen, merowingische Bischöfe zum Beispiel und sogar manchmal römische Päpste, würden es kaum für undenkbar gehalten haben, die erst griechisch, dann lateinisch gewordene Sprache ihrer Kirche nun zum dritten Male zu verwandeln, wenn nicht selbsterfahrene, selbstgestaltete Kräfte sie immer wieder auf die Tradition zurückgezwungen hätten.

Denn die Vatersprache brachte ihnen nicht nur Lehren zu, die doch wohl übersetzbar gewesen wären; sondern sie sang und sagte ihnen Worte und Rhythmen ins Herz, die in keiner damaligen Sprache wiederzufinden waren, vergilische Verse, klassische Weisheit, christliche Beseeltheit, psalmodische Mystik. Barbaren können das bequem abschütteln, aber die Menschen des frühen Mittelalters, die eben keine Barbaren waren, kamen nicht davon los. Das Latein der christlichen Überlieferung trug Fragen in sie hinein, die zuvor niemand gestellt hatte und denen sie sich nun nicht mehr entziehen konnten. Es rief ihnen seelische Kräfte auf, die vorher im Schlafe gelegen hatten. Es brachte den größeren Naturen geistige Anspannungen und Erschütterungen, die dem Dasein höheren Wert mitteilten. Nicht nur zarte Geister erlebten das wie der Westgote Sisebut[14], die Angelsachsen Beda und Alkuin, die Alemannen Notker und Herimann, sondern auch so erdhaft gedrungene

[14] Vgl. besonders sein Gedicht an Isidor von Sevilla, *Anthologia latina*, ed. Riese, I, 2 (1906), 3 f. Dazu W. Stach in Festgabe K. Strecker (1941), 74 ff.

Gestalten wie Theoderich und Chlodwig, Karl und Otto. Demgemäß entstanden auf lateinisch Werke echten, kräftigen Lebens[15], und in einem unablässigen, heimlichen Gespräch damit empfingen die Muttersprachen reichere Formen und reinere, tiefere Klänge, sie festigten, schmeidigten, bildeten sich am Latein, bis sie um zwölfhundert der inzwischen verdünnten Vatersprache das Gegengewicht hielten und um dreizehnhundert mit Dante höher emporreichten, als jene es jemals seit der Antike gedurft hatte.

Alt- und Mittellatein

Das Mittellatein war nichts anderes als das Altlatein in neuer Anwendung. Die mittelalterlichen Schüler lernten die alten Wörter mit der alten Grammatik, in der Hauptsache auch mit der alten Syntax; sie übten sich mit Eifer in den vielfältigen Künsten der klassischen Rhetorik, Dialektik und Metrik. Gewiß fielen die Erfolge dieser Studien sehr ungleich aus, je nach den Personen und Schulen, auch je nach den Zeiten. In übeln Ruf kamen Randerscheinungen wie das barbarisierte Latein der Merowingerzeit oder das verbrauchte Küchenlatein des Spätmittelalters. In andern Kreisen aber und ziemlich allgemein im elften, zwölften Jahrhundert gab es eine Art klassisches Mittellatein: eine freie Meisterung, ein hohes Gesamtniveau. Als der deutsche Humanist Konrad Celtis die Komödien der Roswith von Gandersheim veröffentlichte, meinten viele, das habe er selber erdichtet, da doch eine Nonne des finstern zehnten Jahrhunderts unmöglich so gut und natürlich habe schreiben können. Als derselbe Celtis den Ligurinus ans Licht brachte, ein heroisches Epos auf Barbarossa, und die Handschrift beim Drucke verloren ging, erschien es abermals als eine humanistische Fälschung, erst 1870 wurde das widerlegt: in der Tat war das Gedicht am Hofe Barbarossas selber geschaffen, ein typisches Werk

---

[15] Ein Hauptbeispiel: der früher Ekkehart dem IV. zugeschriebene Waltharius eines Magisters Gerald. Seine vergilischen Hexameter gehören ihm so zu, wie das klassische Maß zum besten Wesen von Hermann und Dorothea oder Hölderlins Elegien — oder schon der Vergil und Horaz selber gehört. Ihn in bequemere, angeblich deutschere Versart übersetzen, heißt im Grunde, daß Formenstrenge, Klassik etwas Undeutsches wäre.

des zwölften Jahrhunderts[15a]. So hat manches kleinere anonyme Gedicht in den altlateinischen Anthologien gestanden, bis ein Handschriftenfund seinen Ursprung im Mittelalter erwies.

Gleichwohl war dies, daß man sie mit den Alten verwechseln könne, höchstens ausnahmsweise der Ehrgeiz der Mittellateiner. Wenn sie mit gutem Sinn jederzeit auf die Klassiker der Goldenen Latinität zurückgriffen, so viele Bedenken deren Heidentum erregen mochte, so sahen sie als das rechte, richtunggebende Latein doch die Gemeinsprache des römisch-christlichen Spätreichs an, die Sprache der großen Kirchenväter Ambrosius, Hieronymus und Augustinus samt ihren vielen Gefährten, die Sprache des Dichters Prudentius und des Denkers Boethius. Diese und den noch näheren Gregor den Großen nahm man zum Vorbild. Doch hieß das keineswegs, das Latein müsse nun bei diesen stehen bleiben, man dürfe keine Worte und Fügungen brauchen als die sich hier belegen ließen; sondern je nach dem Bedürfnis schritt man weiter und ließ dann auch vieles nicht mehr Bedurfte stillschweigend hinter sich.

Ganz allgemein mied man, wie schon die Kirchenväter, die allzu schwierigen Konstruktionen. Auch wenn man sehr lange Sätze bildete, verschränkte man nicht in der altklassischen Weise die Glieder zu einem dreidimensionalen Aufbau, sondern hängte ähnlich wie in den Volkssprachen Haupt- und Nebensätze in einer Ebene aneinander und weitete sie in der gleichen Ebene durch eingeschobene Parenthesen. Solche Sätze brauchte der Hörer oder Schüler nicht «aufzulösen» wie eine Periode Ciceros, es kam ihm von selber eins nach dem andern:

Laudemus et nos ipsum
quem laudant angeli,
quoniam ipse est dominus deus noster,
qui facit mirabilia magna solus
quique — antiquae suae misericordiae non oblitus —
ea miracula nostris temporibus innovavit,
quae fecisse legitur in diebus antiquis.

(Friedrich II., Kreuzzugsmanifest 1229.)

15a Vergl. jetzt E. Assmann im Deutschen Archiv 12 (1956) 453 ff.

Auch in der Dichtung band man sich nicht an die alte Metrik, sondern setzte ihr, spätrömische Ansätze souverän weiterführend, eigene Formen wie die Sequenz oder die Reimstrophe zur Seite, bis eine ganze *Poetria nova* da war[16]. Insonderheit aber wandelte und weitete sich der Wortschatz. Wohl zwar forderte der organische Sprachsinn, sich nach Möglichkeit mit dem alten Sprachschatz zu helfen. Aber je mehr spezifisch neue Inhalte zu geben waren, zum Beispiel im Lehnswesen, und je enger die neuen Inhalte mit dem Volksbrauche verbunden waren, zum Beispiel im lokalen Rechtsleben, um so mehr bedurfte es neuer Bildungen. Daher drangen unübersetzbare «Barbarismen» ohne Zahl in die Urkunden, Gesetze und Weistümer ein. Doch ging nur eine kleine Auswahl davon in die literarische Prosa über wie etwa *feudum* und *allodium*, *baro* (eigentlich Mann), *marchia* und *marchio*, auch *burgus* und *burgenses*, *bannus* und *bannire*, *treuga* (von Treue), diese alle aus dem Germanischen, oder der keltische *vassallus* und so noch manche.

In einer andern Schicht hatte ja schon das frühe Christentum eine Fülle neuer, meist griechischer Ausdrücke ins Lateinische hineingebracht wie *angelus* und *diabolus*, *apostoli* und *martyres*, *catholici* und *haeretici*, *episcopus*, *presbyter* und *diaconus*, Feste wie *pascha* und *pentecoste*, die *ecclesia* mit ihren *dogmata* und so immer fort[17]. Und ähnlich haben erst die alten Kirchenväter, dann in größtem Maße die Scholastiker ihre eigene Terminologie gebildet, diese nun größtenteils von lateinischen Wurzeln her[18]. Da gibt es den *unigenitus* und die *deipara*, die *resuscitatio* und *iustificatio*, das *sacramentum* der *transsubstantiatio* nebst der *excommunicatio*, es gibt die *essentia*, das *ens* und die *entitas*, die *possibilitas*, *velleitas* und *perfectibilitas*, gar das aristotelische *quid est* (das Wesen) oder die

---

[16] Galfrid de Vino salvo, Poetria nova, in: E. Faral, *Les arts poétiques* (1923), 194 ff.

[17] Sehr nützlich nach wie vor: C. Koffmane, *Geschichte des Kirchenlateins*, I (1879). Jetzt A. Blaise und H. Chirat, *Dictionnaire latin-français des auteurs chrétiens* (1954). J. Schrijnen, *Charakteristik des altchristlichen Latein* (Nimwegen 1932).

[18] L. Schütz, *Thomas-Lexicon* (1895; Nachdruck New York 1949). M. F. Garcia, *Lexicon scholasticum* (Quaracchi 1906): auf Grund von Duns Scotus.

quidditas einer Sache — wenig erdenschwere, aber sehr präzise Begriffe, die vielfach der späteren Philosophie und überhaupt dem abstrakteren Denken der Neuzeit vorarbeiteten.

Aber ungleich mehr bedeutet es, wenn die festen alten Worte ohne äußere Änderung ihren Schwerpunkt, ihre Aura verändern. An zahlreichen Beispielen tritt das deutlich hervor. Und das Entscheidende haben auch hier schon die frühen Christen vollbracht.

Die alte *caritas*, das ist schlecht und recht die Teuerung, aber auch vergeistigt das Hochhalten teurer Personen, die aufmerksame Liebe zur Frau, zu den Mitbürgern oder gar den Göttern: nun steigt sie als christliche «Liebe» zum obersten Range auf. Und da ist sie nicht ein bloßes schönes Gefühl, sondern eine von der Gottheit ausstrahlende Segenskraft, deren sich der Gottesdiener inmitten seiner Erdennebel ständig neu vergewissern muß. In seinem Leben verdichtet sich dann die himmlische «Liebe» zur konkreten Caritas, der Liebesgabe, der Spende, und insonderheit zur Agape, dem heiligen Liebesmahl.

Die alte *fides*, das ist das Vertrauen auf ein Ding oder einen Menschen, die Glaubwürdigkeit, der Kredit, es bedeutet auch die Redlichkeit, Zuverlässigkeit, Ehrenhaftigkeit, vor allem die Treue, bis die Fides gar als eine römische Göttin gesehen werden kann: nun wird sie zum christlichen «Glauben» und hört doch nicht auf, all das andere in sich weiter zu tragen. Wenn der apostolische Christ das Gotteswort als Schwert schwingt, die Gerechtigkeit als Panzer anlegt, die Fides aber als Schild vor sich hält, der alle Giftpfeile auffange (Eph. 6, 13—17), so ist es zugleich sein «höheres Wissen» und sein «starkes Zutrauen», was ihn feit. Aber die Fides kann sich auch zur konkreten «Glaubensformel» verdichten, «ich habe sie schriftlich übergeben», sagt Hieronymus einmal[19]. Im Mittelalter dann, wo Christus als der König regierte und der Staat mehr als sonst auf das Verhältnis von Mensch zu Mensch gegründet war, bezeichnete der «Glaube» an Gott intensiv die Treue zum ewigen Herrn, und entsprechend wies die «Treue» zum irdischen Herrscher unmittelbar auf die Heiligkeit der Krone hin. Gern sprachen die deutschrömischen Kaiser als späte Erben Konstantins

---

[19] *Thesaurus linguae latinae* s. v.

von «Gottes und unsern Getreuen», *fideles dei et nostri*[20], und Friedrich II. als letzter in der großen Reihe brachte es in aller Fülle zum Ausdruck, daß Kirche und Reich von der gleichen Kraft her lebten, eben der Fides, die das Deutsche im Gegensatz zu den romanischen Sprachen allerdings in die zwei Worte Glaube und Treue spaltet. So bekämpfte der Staufer die Aufständischen als Abtrünnige vom Glauben und die Ketzer als Empörer gegen die Reichstreue. Weil es nur Eine Fides gab, stammte die kaiserliche Gewalt ebenso unmittelbar und notwendig von Gott wie die päpstliche[21].

Die *auctoritas*, dies unübersetzbare Grundwort altrömischer Strenge und senatorischer Würde, das Verbürgte und Maßgebliche, die Geltung, das moralische Gewicht, das Ansehen: sie verändert im christlichen Bereich nicht gerade ihre Bedeutung, aber es verlagert sich das Feld ihrer Anwendung. Denn es gibt nun die göttliche Auctoritas, und die fällt nicht nur moralisch schwer ins Gewicht, sondern ist als Wort der Bibel und Satzung der Kirche greifbar da. So kann sich die Auctoritas zur bestimmten Weisung, ja zum konkreten Reskript des christlichen Kaisers oder Papstes verdichten: «durch diese Auctoritas hier gebieten wir...». Indem nun eine ganze Bibliothek des «maßgeblich» Geschriebenen an das Mittelalter übergeht, treten immer entschiedener zwei Mächte nebeneinander, hie die «Autorität der Väter», die man heilig hält, dort das gegenwärtige Denken[22]. Nicht etwa, daß die alten *auctoritates* unvernünftig wären: aber ihr Verständnis und ihre sinngemäße Anwendung kann über die vielen Jahrhunderte hinweg bedeutenden Zweifeln unterliegen und, mindestens auf den ersten Blick, von den gesunden Forderungen der eigenen Ratio abweichen. So wird die Spannung zwischen Autorität und Vernunft zu einem nicht ungefährlichen, aber fruchtbaren Impuls des mittelalterlichen Den-

---

[20] H. Helbig im Archiv für Kulturgeschichte 33 (1951), 275 ff.

[21] Verf., *Das Kaisertum Friedrichs II.* (1922), 29 f., 71 ff. Besonders wichtig der Brief bei Huillard-Bréholles, *Hist. dipl.* IV, 409 ff. Fr. Heer hebt in seinen Büchern die Doppelbedeutung vielfach heraus, freilich ohne das Gewicht der Dinge dabei zu fassen.

[22] Schon Augustin, *De civ. dei*, 19 c. 1: *non tantum auctoritate divina, sed adhibita etiam ratione.* Weiteres im *Thesaurus*, s. v. p. 1231.

kens; in dieser Form messen und bereichern sich aneinander Geschichte und Gegenwart. Die *ratio* muß sich an den hohen und reichen Worten der Väter schulen und angesichts der obersten Autorität, der der Bibel selber, vor dem Geheimnis neigen. Aber die *auctoritas*, nun ein Gesamtname für alle kirchlich anerkannte Überlieferung, muß dem redlich Forschenden auch ihre Ratio erschließen, und sogar die göttliche Autorität, die Bibel, erweist sich jeder Epoche in neuer Zeugungskraft. Denn, wie Bernhard es sagt: immer ist neu, was immer die Geister erneuert[23].

Es gibt eine dunkle Lehre, wonach Seelenwanderung nicht nur auf den körperlichen Tod hin geschehe, sondern auch im lebenden Leibe die Seele in besondern Fällen sich wandeln könne: die alte schwindet hin und eine neue zieht ein. So *blieb* hier der Körper der lateinischen Sprache. Indem aber eine andere Seele mit dem Christentum in sie trat, entwickelte der Sprachleib seine nun umgestimmten Anlagen weiter gemäß den neuen Kräften und Lebensbedingungen der mittelalterlichen Welt. Noch an vielen tragenden Worten ließe sich das herausarbeiten, und zuletzt mag es kaum ein altlateinisches Wort von Gewicht geben, das dem Wandel ganz entging. Um noch einige Beispiele nach dem Abc genannt zu haben:

conversio, der Umlauf der Sterne und Jahre, auch der politische Umschlag, meint nun die christliche Bekehrung und vor allem die Umkehr aus dem Weltleben zur Gefolgschaft Christi, zum Mönchtum.

gloria, der Erdenruhm, wird zur himmlischen «Herrlichkeit» (gloria in excelsis), die Heiligen leben in der Glorie und jeder erbetet sie sich.

gratia, Anmut, Gnade, Dank, Freundschaft, wird zur Gnade Gottes und kann da frühe schon wie selbstherrlich werden: «die Gnade» ist da, sie hilft, glänzt, befruchtet, macht vollkommen. Sie kann sich auch zum Sakrament verdichten: einer empfängt die Gnade, d. h. die Eucharistie, oder er bittet um die Gnade, d. h. um die Taufe.

lex engt sich zufolge Paulus zum «Gesetz» der Juden ein, im Unterschied von der «Gnade» des Evangeliums. Im Mittelalter

[23] In Vig. Nat. Domini s. 6, n. 6. *Sermones*, ed. JANAUSCHEK (Wien 1891), 109.

unterscheidet man die weltgeschichtlichen Epochen *ante legem, sub lege, sub gratia*, das ist die alttestamentliche Zeit vor und nach Moses und dann die Ära Christi.

officium: Pflicht und Ehrendienst der Alten gibt den Namen für die kostbarste Pflicht der Christen, den priesterlichen Gebetsdienst in der Kirche.

oratio, die meist kunstvoll gedachte Rede, wird zum christlichen Gebet.

patria, das Vaterland, die Heimat, steigt langsam von der Erde zum Himmel empor. Es ist das Reich des in der *gloria* wiederkehrenden Königs. Wer stirbt, lebt noch unterwegs, *in via; in patria* werden die selig Auferstandenen sein.

saeculum, das Jahrhundert, wird zur Zeitlichkeit, zu «dieser Welt». Gott wirkt *in saecula saeculorum*, das ist für alle Zeiten der Welt.

salus, das große Staats- und Erdenwort der Römer, die Göttin Gesundheit, wandelt sich zum Ewigen Heil.

virtus, die Mannheit, Tapferkeit und göttliche Tüchtigkeit der alten Römer, nimmt andere Natur an: nicht etwa erscheint sie nun als die «Tugend» der Moralphilosophen und Spätchristen — die ist *stulta virtus* oder gar glänzendes Laster[24] —, wohl aber als «höhere Kraft», die der Himmel in der Seele aufstrahlen läßt, und jede einzelne Virtus wirkt als Engelsgestalt schön und streitbar am Weltenwerke des Dreifaltigen mit.

Abstraktokonkreta

Einer der seltsamsten und für das Mittelalter fruchtbarsten Gedanken der alten Christenheit war die Communicatio idiomatum (Ausdrucksgemeinschaft). In Christus war Gott als Mensch erschienen. So gewiß die Einsicht das Ewige und das Zeitliche unterscheiden mußte, so wenig durfte sie sich über die Einheit der Erscheinung Christi hinwegsetzen. In Bethlehem kam ein Menschenkind zur Welt, während der trinitarische Gottessohn vor aller Zeit

---

[24] *Stulta virtus:* SULP. SEVERUS, Einleitungskapitel zur *Vita Martini*, CSEL 1, p. 111. *Splendida vitia:* AUGUSTIN, *Civ. dei*, 19 c. 25.

aus dem Vater geboren wurde: und dennoch durfte Maria die Gottesmutter heißen. Am Kreuze litt und starb der Mensch, und dennoch war es recht zu sagen: Gott sei für die Seinen am Kreuze gestorben. Das ist die Kommunikation in der Ausdrucksweise: das begrifflich Falsche stellt dennoch etwas Wesentliches heraus. — Indessen, durfte man wirklich sagen, Gott sei gestorben? Es lag in der Natur, daß auf diesem Wege das Erhabene leicht herabgezogen werden konnte, wie sich denn schon der Patriarch Nestorius gegen den Ausdruck «Gottesgebärerin» ereiferte (um 430). Aber sein Worte-teilen wurde verketzert[25], und gleichviel welche Augenblicksmotive dabei spielten — der Wert jener Ausdrucksgemeinschaft war und blieb, daß sie gegen das alternative Denken mit seinem ewigen Entweder-oder das Eins-im-andern herausstellte, den Gott im Menschen, den Geist im Leibe, das ewige Leben in der Sterblichkeit, die Civitas dei auf Erden.

Dieser Grundhaltung entsprach es, daß auch das Konkrete und Abstrakte auf eine andere Weise zusammenrückten als vor- und gar nachher. Die Möglichkeit dazu liegt freilich allezeit im Zuge der lebendigen Rede, weil die ganze Unterscheidung konkret - abstrakt nicht dem tätigen Sprachgeist, sondern erst dem nachträglich scheidenden Verstande entspringt. Noch heute ist der Rat, den man erteilt, ein Abstraktum, aber Rat dient zugleich als Name, gar Titel für den konkreten Berater (der Herr Rat) sowie für eine beratende Körperschaft (der Ministerrat). Und letztlich entspringt auch der abstrakte Rat aus einem Konkretum, das im Althochdeutschen etwa Vorrat bedeutete und in Gerät, Hausrat, Unrat, ja Heirat (eigentlich «Heimversorgung») noch nachklingt. Oder, das altlateinische *memoria* heißt gewöhnlich Gedächtnis, bezeichnet aber auch, was das Gedächtnis wach hält, eine Denkschrift, ein Geschichtswerk, ein Grabmal. Diese letzte Bedeutung haben die Christen mit besonderer Liebe für die Gräber ihrer Heiligen aufgenommen und dann auch die Reliquien *memoria* genannt.

Ein Grundzug des klassischen Lateins ging bereits im ersten, zweiten Jahrhundert auf zunehmende Abstraktheit des, mindestens

---

[25] H. Denzinger - Bannwart - Umberg, *Enchiridion Symbolorum*, Nr. 116: διανεμει φωνας.

literarischen, Ausdruckes hin; und auch das frühe Christentum nahm, wie die Beispiele von vorhin bezeugen, die alte Sprache in einiger Verdünnung auf. Gleichwohl strebte es der Sphäre eigentlicher Abstraktheit so wenig zu, daß es im Vergleich mit der Sprache der spätantiken Philosophen und Juristen eher verirdischend wirkte. Ein Zug auf Verdichtung, auf Konkretion hin lag vielfach schon in den angeführten Beispielen: *caritas* als Liebesgabe, *fides* als Glaubensformel, *auctoritas* als Urkunde, *gratia* für Taufe. Die Beispiele ließen sich in der Spätzeit des fünften, sechsten Jahrhunderts merkwürdig vermehren. Die *disciplina* etwa, dies unabsehbar reiche Grundwort der alten Römer, Lehre, Schule, Lebensordnung, Mannszucht, Staatsverfassung und noch vieles, sie wird nicht nur den Christen zu ihrer «Heilslehre» (das ergab sich früh), sondern dann auch den Mönchen zum Inbegriff ihrer «Ordnung» und «Zucht»: sie verdichtet sich da zur «Geißelung» und kann im Mittelalter zum Namen für die Geißel selber werden. Oder *solacium*, der Trost (und schon altvolkstümlich auch die Vergütung), wird im Gebrauch der Spätzeit zur «Hilfe» und verdichtet sich dann trotz des Neutrums zum «Helfer»: der heilige Benedikt teilt zum Beispiel dem Kellermeister *solacia* zu, mit deren Beistand er eine Mehrarbeit leisten kann[26].

Hier spricht schon das Mittelalter. Die Neigung zur Verdichtung der Abstrakta verstärkte sich mit den vereinfachten Lebensverhältnissen und weiter mit der Führung durch germanische Völker; denn diesen stand jedes Wort in seinem klar bestimmten Kreise. Das Wort Friede zum Beispiel, im Neudeutschen das Muster eines Abstraktums, so viele Gefühlstöne sich auch damit verbinden mögen, bedeutet den Stämmen des frühen Mittelalters nichts Allgemeines, der Ideenwelt Zugehöriges, sondern die Ordnung einer konkreten Gemeinschaft. Wer dieser Sippengruppe oder Hundertschaft, wer diesem Rechtskreise angehört, genießt darin «Frieden», nämlich Unverletzlichkeit und Schutz; wer sich gegen diese Gemeinschaft vergeht, bricht den Frieden und wird damit selber friedlos. So ist der Friede ein genau umschriebenes Gut. Ein be-

---

[26] *Regula* c. 31. Vgl. die sprachlichen Anmerkungen in der Edition von B. Linderbauer (1922).

fehdeter Mann zum Beispiel soll nach friesischem Gesetze Frieden haben «in der Kirche, in seinem Hause, auf dem Weg zur Kirche, auf dem Rückweg von der Kirche, auf dem Weg zum Thing, auf dem Rückweg vom Thing. Wer diesen Frieden bricht und den Mann tötet» muß es büßen[27].

Demgemäß wirkten also im Latein des Mittelalters beide Geistigkeiten, die altchristliche und die germanisch-volkhafte (dazu allenfalls noch die keltische), gemeinsam auf die Konkretion der alten Abstrakta hin. Für das, was erreicht wurde, schuf Papst Hadrian IV. ein historisch berühmtes Beispiel, als er die Kaiserkrone ein *beneficium* nannte, das Barbarossa von ihm empfangen habe. Er selber deutete nachträglich, er habe das im altgenerellen Sinne als gute Tat oder Auszeichnung gemeint, aber Rainald von Dassel übersetzte es konkret mit «Lehen»[28]. Möglich war beides, und was in diesem Fall als bedenklicher Doppelsinn heraustrat, gab sonst einen natürlichen Zusammenklang. Denn *beneficium* bezeichnete von jeher die Guttat nicht im Sinne eines Almosens, sondern einer die Menschen verbindenden Leistung, und wenn es sich nun zum «Lehen» oder zur «Pfründe» einengte, so sagte das eben, daß mit der Sachübertragung etwa Menschliches gegeben und dafür dann auch Menschliches — Dank, Dienstleistung, Treue — als Gegengabe geschuldet werde.

Ähnlich war *honor* die Ehre und blieb es. Jedoch, «Ehre» bezeichnete im steigenden Mittelalter keine gedachte Sache, keine gesellschaftliche Gespreiztheit oder individuelle Versteifung, sondern der Große wie der Kleinere hatte seine Ehre sichtbar in seiner Habe und seiner Macht, in all den Privilegien, auf die er Anspruch hatte und die ihm allerdings verletzt werden konnten. So ist Honor oft mit Hoheit, auch mit Würde, Recht oder Ansehen wiederzugeben und bezeichnet nicht selten ganz konkret eines Mannes Besitz, Anhang, Lehensgüter. Das Innen und Außen kommen hier zusammen. Als die deutschen Fürsten sich einmal beim Papst für den Kaiser verbürgten, erklärten sie: sollte er seinen Eid nicht halten, dann werde ich samt meinem Honor, *ego cum honore meo*,

---

[27] *Lex Frisionum, Additio sapientum*, 1, 1; hg. K. A. Eckhardt in *Germanenrechte*, II, 3 (1934), 106.

[28] Rahewin, *Gesta Friderici*, III, 10 und 23.

mich zur römischen Kirche schlagen[29]. Das heißt eindeutig, mit meiner Macht, mit meinen Gefolgsleuten. Oder Friedrich II. versprach im Heiratsvertrag seiner Isabella von England als Morgengabe *honorem*, also den (ehrenvollen) «Besitz», von Monte Sant'Angelo mit allen zugehörigen Städten, Burgen und Landgütern, wie ihn auch die früheren Königinnen von Sizilien hatten[30]. Wenn im Kreise Barbarossas der *honor imperii* als Leitwort aufklang[31], so meinte das den «Glanz des Reiches» wie die gottgesetzte «Hoheit des Kaisertums»; denn auch in *imperium* flossen die abstrakte Würde und das konkrete Reich ineinander. All dies hinderte niemanden, die Ehre zugleich als ein heiligzartes Gefühl zu kennen[32].

Um abermals noch einige bedeutsame Beispiele herauszustellen, aus dem weltlichen wie dem geistlichen Bereich:

regnum bezeichnet außer König-tum und König-reich auch das, was beide anschaulich macht, die Krone. Ähnlich übrigens das mittelhochdeutsche rîche: Reich, Kaiser, Krone.

respublica heißt bei dem gleichen geschichtschreibenden Staatsmann (Nithard) nicht nur der Staat, sondern auch der Staatsschatz.

ministerium ist der Dienst, das Amt und auch der Amtsbezirk.

servitium kann den Dienst oder die Dienstbarkeit, kann auch eine genau zu beziffernde Abgabe meinen.

concordia, die Eintracht, ist auch der Vertrag.

auctoritas (vorhin S. 14) kann insonderheit auf die Bibel gehen. — «Die Weisheit spricht», «die Wahrheit sagt»: da zitiert man Worte Christi selber, in dem *sapientia* und *veritas* konkret erschienen sind.

religio, schon im Altertum von großer Reichweite, heilige Scheu und Verpflichtung, Gottesverehrung, der Kult und auch das Heiligtum, verengt sich nun vielfach auf die besondere Bindung der Mönche, die die eigentlichen *religiosi* sind (so noch neufranzösisch). Demnach ist *religio* speziell das mönchische Leben, das Gelübde, der Gehorsam.

ordo, dies vielbesprochene Leitwort des Hochmittelalters, hat

---

[29] *MG. Const.*, I, 140_{16}, von 1111.

[30] *Const.*, II, 230_{28}, von 1234.

[31] P. Rassow, *Honor imperii* (1940).

[32] Zu *honor* allgemein D. Schäfer in den S.-B. der preuß. Ak. (phil.-hist. Kl.), 1921, 372 ff.

sich aus «Ordnung» und «Anordnung» zum «Orden» verdichtet (von dem liturgischen und kanonischen Ordo nicht zu reden).

Schließlich erhalte hier Thomas von Aquin das Wort[33]. Die Vokabel *gratia*, so erklärt er, bedeute im gewöhnlichen Sprachgebrauch dreierlei: erstlich eine Liebe, wie man zum Beispiel sage, «dieser Ritter hat die *gratia* (Huld) des Königs»; zweitens ein *gratis* gegebenes Geschenk, wie man etwa sage, *hanc gratiam facio tibi* (diese Gefälligkeit erweise ich dir); und drittens die Vergeltung für *gratis* Empfangenes (der Dank). Die Konkretion liegt deutlich im zweiten Gliede; doch ist auch mit dem dritten nicht allein ein Dank-gefühl und -wort, sondern auch eine konkrete Gegenleistung (recompensatio) gemeint. Nach Thomas, der die Bedeutungen deduktiv ordnet, würde das zweite, die Gunsterweisung oder das Geschenk, aus dem ersten, der Huld, hervorgehen. Die *gratia* als Liebe legt etwas in dem Empfangenden an, erst eine Gabe und dann die Gegenbewegung, den Dank. So wird die Worteinheit, die *communicatio idiomatis*, als lebendiger Sinn gedeutet.

Überhaupt ist ja das Zwei-in-eins mittelalterlicher Denk- und Sprechweise nur dem merkwürdig, der die Zweiheit absolut nimmt. Jene aber fanden im Irdischen das Ewige, nicht daß es darin unterginge, aber es gab ihm seinen Sinn. Mit jeder Konkretion des Abstrakten trat etwas Höheres ins Vergängliche ein — gewiß mit der Gefahr, darin unterzugehn. Und es gab auch das Gegenstück, die Erhöhung des Irdischen ins lichthaft Geistige.

Geistige Potenzen

Cäsar scheute sich, er schreibt es selber, als der spanische Segre zu überschreiten war, «sein Heer einer solchen Größe des Flusses auszusetzen»; das will sagen, «einem so großen Flusse»[34]. Die merkwürdige Ausdrucksform, schon in der klassischen Periode

---

[33] *Summa theol.*, I, II, 110, 1 c.

[34] *B Civ.*, I, 64, 4. Zum Gebrauch der Abstrakta im *Alt*latein s. Stolz-Schmalz, *Lat. Grammatik* (1928; *Handbuch der Altertumswiss.*, II, Bd. 2), 454 und 792 f. Im einzelnen besonders wertvoll: J. Lebreton, *Etudes sur la Langue et la Grammaire de Cicéron* (1901), 38—74, dessen Beispiele einen starken Eindruck von der Gebundenheit der Abstrakta an die Realität geben, und M. Bernhard, *Der Stil des Apuleius* (1927), 96 ff.

nicht selten, wird in der römischen Spätzeit immer beliebter, von den christlichen Autoren mit Eifer aufgenommen und dann im Mittellatein mit wahrer Hingabe gepflegt. Ein Heer zieht «durch das Steile des Gebirges und die Dichtigkeit der Wälder» statt: durch steiles Gebirge und dichte Wälder. Die Mönche hüllen sich «in die Rauheit ihres Sackhemdes»; und der Kreuzritter fährt «über die Rauheit des Meeres». Einer erleidet «den langen Schaden einer Verbannung», oder es ergreift ihn «die Beschwerlichkeit eines Fiebers». Der Staufer verkündet «unsres siegreichen Vormarsches Festlichkeit». So gäbe es Beispiele zu Hunderten, ja zu vielen Tausenden. Jedesmal löst sich von der Sache, die eigentlich gemeint scheint, eine Eigenschaft ab und stellt sich nun selbstherrlich über die Sache. Indem aber das Eigenschaftswort sich substantiviert, wird es zum Abstraktum, das nun über das Konkretum regiert: die Größe über den Fluß, die Rauheit über das Hemd, die Festlichkeit über den Vormarsch. Das Verb hingegen zielt auf das Konkretum: denn man fährt ja nicht über die Rauheit, sondern über das Meer[35].

Es ist die Umdrehung dessen, was von jeher bräuchlich war und auch dem Mittelalter nicht fehlt, daß nämlich ein anschauliches Wort über ein abstraktes geordnet wird, um dieses näher zu rücken: das Meer des Lebens, der Schatz der Weisheit, ganze Berge von Schwierigkeiten, der Rost des Vergessens.

Eine Art Hierarchie wird mit der Überordnung des Abstraktums gesetzt, eine andere Rangordnung als die der Sachlichkeit; und darin liegt offenbar der besondere, vielleicht unbewußte Antrieb zur Ausbildung dieser Figur. Es kann sogar ein Abstraktum über das andere sich stellen. Der heilige Benedikt mahnt (im Prolog), «daß du durch die Anstrengung des Gehorsams (=angestrengten Gehorsam) zu Dem zurückkehrst, von Dem du dich durch die Trägheit des Ungehorsams (=trägen Ungehorsam) entfernt hast». Ein Weihnachtslied singt, heute habe Maria «die Freuden eines neuen Heils geboren»[36]. So preist noch Dante an der Geliebten

---

[35] Vgl. K. Fr. v. Nägelsbach's *Lat. Stilistik*, hg. Iwan Müller (⁹1905), 303 ff.

[36] «Eia recolamus» (10. Jh.); Verf., *Notker der Dichter*, Editionsband (1948), 94.

die «wohlgefällige Schönheit», die nach dem Tode zur geistigen Schöne wurde:

il piacere della sua beltate
Divenne spirital bellezza grande[37].

Zuweilen bleibt die Deutung offen: ist es eine hierarchische oder eine sachliche Überordnung? «Das Geheimnis des Wortes wurde ihm enthüllt» könnte sachlich heißen, er fand die Deutung eines (bekannten, aber dunklen) Wortes, und würde hierarchisch heißen, ihm sei ein mystisches Wort in den Sinn getreten[38].

Die Neigung, der sinnlichen Erscheinung eine ideelle Größe überzuordnen, hängt deutlich zusammen mit dem Brauche, auch den handelnden Menschen von einem Abstraktum bestimmt sein zu lassen. Horaz würde gern die Großtaten des Augustus besingen, wenn er nur könnte: «aber zu deiner Majestät paßt ein kleines Lied nicht, und meine Scham wagt den Versuch nicht»[39]. Hier klingt «deine Majestät» wie ein Titel, der in der Tat damals aufkam, bald durch andere erhöhende Anreden ergänzt, deine Güte, deine Milde; die konstantinisch-christlichen Kaiser sagten dann statt «wir»: unsere Göttlichkeit, Heiligkeit, Ewigkeit, und es beginnt das starr byzantinische Titelwesen, das nach einem Jahrtausend in der abendländischen Barockwelt erneuert wurde, Ew. Hoheit, Erlaucht, Gestreng, Excellenz, Eminenz usw. Jedoch, Horazens Gegenwort «meine Scham» ist kein Titel, daher rein der Sache nach sein Vers sagen würde: «zu dir erhabenem Manne» paßt kein kleines Lied, und «schamhaft wie ich bin», wage ich mich nicht heran.

Diese lebendige Anwendung, für die das klassische Latein manche, das späte und zumal christliche Latein sehr zahlreiche

---

[37] Canzone «Quantunque volte», *Vita Nuova*, 33.

[38] Ich unterscheide diesen «hierarchischen Genitiv» (vgl. Deutsches Archiv 12, 1956, 339) von dem *Genitivus inhaerentiae sive identitatis*, der pleonastischen Charakter hat — *differentia discretionis; alacritas gaudiorum* — und sich von der Antike her ausbreitete. Vgl. L. H. Weijermans, *De genitivus inhaerentiae in het latijn* (Nijmegen 1949, Diss.), dessen weit über 1000 bis zu Gregor I. erstreckte Beispiele ich jedoch erheblich aussieben würde. Sowie man z. B. die Superbia mit den Alten oder Prudentius als dämonische Gestalt sieht, ist *fastus* oder *extollentia* Superbiae kein Pleonasmus mehr.

[39] *Ep.*, II, 2, 257.

Beispiele bietet, sprach den mittelalterlichen Menschen zu. Die Herrscher der feierlichen Pergamente sagen nur selten Ich oder Wir, aber sie geben sich auch keine toten Titel; sondern höhere Kräfte handeln vielgestaltig aus ihnen:

providentia nostra ordinavit: unsere Voraussicht hat angeordnet, oder sachlich: wir, die wir vorausblicken, haben angeordnet.

serenitas nostra annuit: wir in unserer Freundlichkeit gewähren.

magnanimitas nostra arma arripuit: hochgemut, wie wir sind, griffen wir zur Waffe.

celsitudo nostra exaudire dignata est: unsere Hoheit hat — oder: wir, hoch wie wir stehen, haben — zu erhören geruht.

vigilantia tua non ignorat: ein wachsamer Herr wie du weiß es genau.

In dieser Vielfalt ist die Deutung nicht immer festzulegen. Wenn ein König sagt, *iustitia nostra eum bannivit*, kann das der Sache nach heißen: Ich nach meiner Gerechtigkeit habe ihn gebannt, oder auch: unsere Justiz (das wären die Amtsleute) hat ihn gebannt. Aber beides darf zusammenfallen, weil der König auf alle Fälle die göttliche Justitia zu ihrer Wirkung bringt.

In der gleichen Form werden die Großen von anderen angeredet: eure Gnade möge gewähren, eure Liebe hat mir geschrieben (was später zu Euer Gnaden und Euer Liebden gefrieren konnte), eurer Weisheit ist nicht verborgen (daraus wurde kein Titel!). Und entsprechend schreiben die Kleineren von sich selbst: nicht «ich schenke dir», sondern: meine Freundschaft schenkt dir; nicht «du verstehst», sondern: dein Scharfsinn versteht. Vielfach bildet sich ein Stil von seltsam übergeistigter und verschlungener Höflichkeit aus, wenn etwa, ein ganz beliebiges Beispiel, ein thüringischer Abt ein unbedeutendes Briefchen an einen Amtsbruder mit den Worten beginnt: «Großen Dank erstatten wir eurer Seligkeit, weil ihr die Bitte unserer Demut in dem so willigen und so offenen Schoße der Liebe aufzunehmen geruht habt...», was sachlich ja nur heißt: ich danke für die Erfüllung meiner Bitte[40]. Aber zugleich bezeichnet der Abt sich selber als demütig oder niedrig, den Empfänger als

---

[40] *Die Reinhardsbrunner Briefsammlung*, hg. F. Peeck (1952; Mon. Germ. 8°), 47_1.

einen heiligen Mann, die Erfüllung als eine Tat der Liebe. Und mag hier der Ausdruck maniriert sein, was steht dahinter?

Ersichtlich nichts anderes als jene altchristlich-mittelalterliche Selbsterfahrung, wonach das Ich nicht souverän handelt und auch nicht als Schiffchen auf einem Meer des Unbewußten schaukelt, sondern verantwortlich mitwirkend zwischen höheren Mächten steht[41]. Die Gnade Gottes in Menschengestalt fordert den Sterblichen gebietend für sich und gibt ihm zugleich durch ihre Liebe höhere Kräfte ein — der Teufel sucht die Adamskinder zu verführen und hat die herabziehende Schwerkraft dieser Welt auf seiner Seite. Von der Vernunft und vor allem von Gottes eigenen Worten belehrt, weiß der Mensch, was ihn beidseits anruft: es ist nicht bloß ein vages Oben und Unten, nicht bloß ein moralisches Gut und Böse, sondern klar, gesichtig, gestaltig der Herr und der Verfluchte, Jesus Christ und Satan, Engel und Teufel. Daher sind auch Tugenden und Laster nicht Anlagen des Individuums, sondern höhere Kräfte, die in ihrem eigenen Reich ihre eigene Existenz haben: der Mensch fühlt es, wie sie aus diesem nahen Himmel und von dieser nahen Hölle her in ihn hineingreifen, lockend und drohend. Wenn in seiner Seele Kampf und Aufruhr oder Friede und Harmonie sind, so sind ihm das nicht Metaphern für «psychologische» Vorgänge, sondern es sind kosmische, wirkliche Mächte, von anderswo herkommend, die auf der Bühne dieser selbst mithandelnden Seele das ihrige tun.

Auch in neudeutscher Sprache gibt es Sätze wie: «die Liebe» macht den Menschen blind; «Dankbarkeit» bestimmt mich zu diesem Schritt; «die Verzweiflung» gab den Angegriffenen neue Kraft; «Not» lehrt beten. So setzt die Grammatik beständig Mächte voraus, die über den Menschen hinausweisen, auch wenn sie in ihm auf kurz oder lang wohnen und sich regen. Und das Ich ist ihnen untertan. Die Geschichte fordert, diese Sicht ernst zu nehmen, die weit über die «primitiven» Zeiten hinaus in hohe Sphären der Kultur emporreicht und durch führende Geister bewußt bestätigt

---

[41] Vgl. vorläufig Verf. *Vom heiligen Geist des Mittelalters* (1926), 182 ff.; A. Nitschke, *Die Wirksamkeit Gottes in der Welt Gregors VII.* (Studi Gregoriani V, 1956), 115 ff., passim.; von höherer Warte: Walter F. Otto, *Die Musen* (1955), besonders S. 74 ff.

wurde. Hier kann das antike Rom nur eben erwähnt werden, wo nicht nur Fortuna, Victoria, Mens, Virtus, Concordia, Cupido und wie viele andere ihre Heiligtümer und ihre Bilder hatten, sondern überhaupt jede wirkende Kraft als eine für sich bestehende und tätige Geistnatur verehrt oder gescheut werden konnte, auch Fama und Timor, auch Irrtum, Sorge, Fieber und Hunger, bis hinab zu jenen plumpen Wahngewalten, über die die Kirchenväter höhnten, Domiducus, Manturna, Subigus und Prema. Aber wie die Kirchenväter die Existenz von Dämonen, weit entfernt sie zu leugnen, auf Grund der Worte Christi selber unbedingt zugrunde legten, so verstanden sie die heilsamen Kräfte als Gottes Boten und gottgeschaffenen Naturen. Gleichviel, wie diese im Geisterreich aussehen mochten, für den Erdenmenschen war es richtig, sie nach seinen Erdenmaßen zu sehen. So dichtete Prudentius die Psychomachia, den Kampf der Mächte um die Seele: als Person, zugleich wohlgedacht und augenhaft geschaut, streiten da Scham gegen Geilheit, Geduld gegen Wut, Demut und Eintracht gegen Hochmut und Zwietracht und so fort, bis durch die Überlegenheit des Königs Christus die Virtutes über die Vitia siegen und das Herz rein wird.

Das hat mit bezwingender Kraft auf die Mittelalterlichen eingewirkt, auf ihre Fühl- und Denkweise wie ihre Dichtung und Kunst. Denn auch die Germanen brachten eine, zwar weniger entwickelte Bereitschaft, die Kelten gar eine Überbereitschaft dazu mit. Der Aufklärer spricht hier gern von «Personifikationen abstrakter Begriffe»: eine gar zu kindliche Formel, da doch im Gegenteil die Begriffe späte Abstraktionen aus ursprünglichen Lebenserfahrungen sind[42]. Daß die geistigen Potenzen auf so vielfältige — und gewiß sehr ungleichwertige — Weise in personaler Gestalt erfaßt wurden, das setzt allerdings eine Bereitschaft voraus, die der Aufklärer unter keinen Umständen in sich aufkommen läßt. Zu denken gibt da eine Geschichte, die Gregor der Große von dem heiligen Benedikt erzählt. Benedikt bemerkte, daß einer seiner Mönche sich zur Stunde des Gebetes wegzuschleichen pflegte; und

[42] Cicero, selber stark rationalistisch, sagt immerhin: *res ipsa, in qua vis inest maior aliqua, sic appellatur, ut ea ipsa vis appelletur deus: ut Fides et Mens.* In solchen Mächten liegt etwas, was ohne einen Gott nicht gelenkt werden könnte. *De natura deorum,* II, 23, n. 61, cf. n. 60.

seine Schelte deswegen half nur für zwei Tage. Nun hielt der Heilige die Augen auf. Als die Gebetsstunde begann, bemerkte er, wie ein kleiner schwarzer Knabe den Mönch am Gewande hinauszog. Benedikt wandte sich zu zwei Gefährten: Seht ihr, wer da den Bruder hinauszieht? «Nein.» Und jener: Beten wir, daß auch ihr den seht, dem der Bruder folgt. Und nun, nach zwei Tagen des Gebets, sah der Lieblingsjünger Maurus den Schwarzen ebenfalls; dem andern blieb der Blick verhüllt. Benedikt ging darauf dem Mönche nach und züchtigte ihn so, daß der kleine Teufel sich nicht wieder an ihn wagte[43].

«Nur wen der Gottesgeist behütet, kann Geistwesen körperlich sehen, die andern nicht»: so sagte schon der frühe Christ Tatian[44]. Unbestritten wohnten auf diesem Felde Wahn und Weisheit so beieinander, daß der Verstand sie nicht auseinanderhalten konnte. Die eigentliche Frage war aber nicht, wieviel Anthropomorphes der Mensch in seelische Vorgänge *hinein*lesen mochte, sondern wieviel aller klugen Fest-stellung Ungreifbares er damit *wahr*nahm. Daß auf der höheren Stufe nicht die Blinden, sondern die Sichtigen, nicht die Kleinen, sondern gerade die Meister «personifizieren», d. h. geistige Energien adäquat aufnehmen, darin stimmten die Antike und das alte Christentum überein, anderer Kulturkreise nicht zu gedenken. Das war der Ausgangspunkt für das Mittelalter und insonderheit für seine Vatersprache; es blieb auch nachher noch ein Wissen klassischer Dichter.

---

[43] Greg. M., *Dialogi*, II, 4. Vgl. Verf. in Hist. Zeitschr. 143 (1933), 255.

[44] *Oratio*, c. 15, ed. Schwartz, p. 16_{28}. — Der Evangelist Johannes (12, 28 f.) hört eine Stimme vom Himmel, deren Worte er nennt; aber die Menge rundum hört nur Donner.